



Für Landestheater sind moderne und alte Klassiker die Eckpfeiler im Spielplan und Volksbühnen machen es ähnlich. Gibt es denn nichts Neues aus alter Zeit zu entdecken? Natürlich, aber was sich als bewährt herausgestellt hat, ist schon der halbe Erfolg für eine neue Inszenierung. Und schließlich: Zuschauer mögen das, was sie schon kennen. Sie brauchen das Wiedererkennbare. Die Kunst besteht darin, das Altbekannte, ohne es mit originellen Einfällen (regietheaternd) zu zerstören und unkenntlich zu machen, mit neuen Aspekten aktuell bzw. über die Zeit hin gültig zu deuten. Das Publikum will mitreden und miturteilen können: "Das habe ich dort so oder so gesehen. Das und jenes hat mir diesmal besser gefallen, jenes ist weniger gelungen."

Schließlich wird an der Wiederholung des Gleichen sichtbar, was sich am Geschmack der Zeit bei allem Unveränderbaren dann doch verändert. Regisseure qualifizieren sich, indem sie Neues im Alten entdecken. So hat etwa Martin Kusej am Burgtheater Schönherr's "Weibsteufel" neu entdeckt. So erfindet Markus Plattner den Klassiker "Strassenblut" (von Hans Renz) in Nußdorf-Debant wieder. So entdeckte Pepi Pittel in Niederndorf das Komödiantische an der Komödie "Erde" von Schönherr neu, entgegen der Rezeption als "schweres" Volksschauspiel. Und so staunen wir über "Frau Suitner" in Rum, dass das Stück schon neunzig Jahre alt ist, obwohl die Analyse der Selbstausschaltung einer kinderlosen Frau im Wechsel hochmodern und heutig wirkt. Im Oktober waren drei Volksbühnenklassiker die Highlights auf dem Spielplan Tiroler Volksbühnen. Alle drei werden immer wieder einmal gespielt. "Frau Suitner", nun in Rum, gab es in Kufstein, Imst, Rattenberg und Elbigenalp (und in Telfs 1990), "Erde" in Kolsaß, Rattenberg, in Niederndorf, Thaur, Pians, Wattenberg, Kartitsch und Sellrain, beide Stücke von Karl Schönherr, und "Strassenblut" von Hans Renz (Schönherr/Kranewitter/Renz, die drei Großen der Ex-Generation) in Imst, Axams, Tulfes und nun in Nußdorf-Debant. Abseits dessen, "was man kennt" und neu macht, gibt es Vergessenes vom Alten neu zu entdecken. Auf der Suche bei Karl Schönherr fand ich "Familie" aus dem Jahr 1905, ein völlig zu Unrecht vergessenes, falsch tradiertes Volksschauspiel. e.s. (mehr: S.)

Es gibt nicht nur das
Altbekannte aus
alter Zeit sondern auch Neues



Ein unbekanntes

und zwei bekannte

Stücke von Karl Schönherr

Frau Suitner

Zum zwanigjährigen Jubiläum des Theatervereins Rum hatte nach "Campiello" von Peter Turrini in einer Freilichtaufführung - Regie Markus Plattner - im FoRum-Haus am 28. Oktober Karl Schönherrs "Frau Suitner" in der Regie von Martin Moritz Premiere. Gekrönt war das Jubiläum aber zunächst durch die Ernennung des Dorfes zur "coolsten Gemeinde Österreichs" im Rahmen des "Kronehit Gemeindegduells". Zu lösen war dabei die Aufgabe, innerhalb kürzester Zeit, am 3. September eine Siversterparty zu inszenieren..

Nicht minder fordern ließ sich das endemblem bei "Frau Suitner", einfühlsam, mit viel Gespür für das Drama hinter dem Alltag, für die leisen Töne und die Pausen, die Ungesagtes und für die Figuren Unsagbares vermitteln. Hans Weigel hielt Schönherr für einen genialen Autor und "Frau Suitner" für dessen dichtestes Stück und wußte wohl, dass der Axamer Dramatiker in seinen späteren Jahren dem Nationalsozialismus zugeneigt war. In seinen frühen Werke war von dieser Tendenz noch nichts zu merken. Maria Knapp charakterisiert die Krämerin Anna Suitner mit überzeugenden Nuancen. Bei der Figur geht

es nicht nur um die Themen der Kinderlosigkeit und des Altern, sondern um das Phänomen der Selbstausschaltungen ganz allgemein. Frau Suitner geht in den Tod und verkuppelt geradezu davor ihren Ehemann mit einer jungen Frau.

Engelbert Habicher gab den gutmütigen und etwas polternden Ehemann Kaspar Suitner, der gleichsam wider Willen seine Sexualität (wieder)entdeckt. Brigitte Rieder spielte die junge Ladnerin, wie es das Buch vorschreibt, unbedarft und sauber. Sie ist das gerade Gegenteil von einem "Weibsteufel".

Freilich bleibt die Frage offen, warum sich diese Frau Suitner selbst eliminiert. Kinderlosigkeit und Altern sind zwei Faktoren des Schicksals. Gäbe es da neben diesem Unabwendbaren aber nicht auch Umstände der Hoffnung? Das Stück gibt uns keinen Hinweis darauf, wie ein mögliches verändertes Verhalten des Ehemannes das Drama verhindern könnte, oder was die junge Ladnerin hätte tun können.

Auch legt der Autor der Titelfigur keine lebensrettenden Einsichten in den Mund, deren Verleugnung erst das Drama schicksalhaft macht. Kurzum das Spiel handelt von Menschen, denen die Einsicht und die Fähigkeit zur Veränderung fehlen. Wir erfahren nicht, warum sie dem

Schicksal ausgeliefert sind, nur dass sie ausgeliefert sind und nichts dagegen tun können. Schönherr weist auch für Zuschauer auf keine Lösungsmöglichkeiten hin.. Er schreibt als einer, der beobachtet, und denkt nicht daran den Fall zum Beispiel seiner Weltanschauung zu machen.

Erde

Was Rang und Namen hat in der Volksschauspielszene kam am 23. Oktober nach Niederdorf, wo mit "Erde" von Karl Schönherr - in einer Inszenierung von Pepi Pittl - der zwanzigjährige Bestand des "s Theater Niederdorf" gefeiert wurde.

Verbandsobmann Werner Kugler würdigte den konsequenten Spielplan der Bühne, deren Vorstand seit zwanzig Jahren unverändert neues Volkstheater vorstellt, höchst erfolgreich nebenbei. Irgendwie hat das auch mit der Grenzlage zu tun. Einerseits gibt sich die Bühne in ihrem Humor so deftig, wie in Bayerns Volkstheater üblich, andererseits wieder in einer weise kreativ-lebendig, wie man es guter Tiroler Art zuschreibt. Und so ist die Bühne diesseits und jenseits des Inn und im Zwischenreich zwischen Bergen und Alpenvorland ein glücklicher Grenzfall.

Felix Mitterer verwies auf Begleiter seinen Weges - der jüngste aus der Reihe, Markus Plattner, war auch da - vor allem auf den Regisseur des Abends hin. Er, Pepi Pittl spielte schon beim Hörspiel "Kein Platz für Idioten" im Jahr 1975 mit!

Der Abend wurde vor allem den

"Leeres Stroh drischt man nicht."



komödiantischen Aspekten von "Erde" gerecht, das Schönherr als Komödie bezeichnete, obwohl es vielfach als erdenschweres Drama zum Thema Hofübergabe gesehen wird.

Familie

Bei der Auflösung eines Antiquariats in Wien erstand ich eine Reihe von Erstdrucken der Werke von Karl Schönherr, darunter auch "Familie", ein Schauspiel in drei Akten aus dem Jahr 1906. Da mir das Werk nicht bekannt war, suchte ich nach klärenden Unterlagen und stieß dabei zunächst nur auf die Bemerkung, dass es sich bei "Familie" um ein Stück handle, das später, 1913, den Titel "Kindertragödie" erhalten habe. Nun, die beiden Stücke haben etwas miteinander zu tun, das stimmt, aber es sind doch zwei grundverschiedene Werke.

Die Kindertragödie sieht eine Familientragödie aus der Sicht von Kindern. Damit ist es berühmt geworden, durch das Weglassen der näheren Umstände, die zur Tragödie führen. Wir erfahren nicht, warum die Mutter für ihren Liebhaber eine Kerze ins Fenster stellt, welche Rolle der Ehemann bei dem Ehebruch der Frau spielt. Wir vermuten eine Menge, schwimmen als Zuschauer so sehr im Dunkeln wie die Kinder, bzw. die Halbwüchsigen im Spiel, wir werden alleine gelassen. Die radikal reduzierte Sichtweise, der Motivnotstand, ist das Außerordentliche, das "Geniale" an dem Stück.

Und wie unterscheidet sich "Familie" von der "Kindertragödie"? Es geht um eine Familientragödie im gesellschaftlichen Umfeld eines Oberförsters. Während die "Kindertragödie" in einem Milieu mit verwahrlosten Kindern und wirtschaftlich knappen Verhältnissen angesie-

delt wird, spielt "Familie" in einem Haushalt, bei dem es an nichts mangelt - außer an Wärme -. Die Familie genießt Ansehen. Der Oberförster eines Grafen galt zu Kaisers Zeiten etwas.

Schönherr erzählt in "Familie" folgende Geschichte: Ein Kind fällt ins Wasser und der Vater, der Oberförster, zögert in den Bach zu springen, um das Kind ans Ufer zu holen. Er sieht die Schaumkronen der Wellen und wird von der Vision einer weiblichen Unheilgestalt gelähmt. Er kann seine Erstarrung nicht näher erklären und gerät über diesen Vorfall insgesamt in Erklärungsnotstand gegenüber seiner Frau. Es ist so, als wäre die Geschichte ein Zeichen für etwas, was da nicht stimmt zwischen dem Herrn Oberförster des Herrn Grafen und seiner Frau, die als gut versorgtes Weibchen zusammen mit Hilfskräften auf Stör einen großen Haushalt führt. Das Kind wird aus dem Wasser gerettet, von einem Draufgänger namens Günther. Der hat einen denkbar schlechten Ruf. Er war bei den Soldaten und ist nun dabei, zum bürgerlichen Leben zurück zu finden, was ihm nicht so recht gelingt. Er sei ein liederlicher Mensch ohne Moral, heißt es im Dorf schon lange, und jetzt munkelt man, dass die Oberförsterin ein Verhältnis mit dem Lebensretter ihres Kindes habe. Der Rettungskuss ist tatsächlich "von der Hand zum Mund gerutscht", meint Günther, und da hat die schöne Försterin ihre Leidenschaft entdeckt, die ihr bei ihrem Gatten offenbar abhanden gekommen war. Die Sache wird ruchbar. Schließlich erschießt Henner, der gerettete Sohn den Schwerenöter, nachdem sich der Herr Oberförster auch beim Betrug seiner Frau als so gelähmt erwiesen hat, wie damals, als das Kind ins Wasser fiel. e.s.

